

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 12

Artikel: Lärchentod im Innerfeldtal
Autor: Faber, Gusti
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lärchentod im Innerfeldtal

Du kennst das Tal und weißt, wie dort die Bäume,
Die Lärchenbäume herrlich einzeln stehn
In Mark und Kraft und seltner, reicher Schöne,
Und jubelnd Höhensonnenlieder schwirren
In strahlend reines, lichtes Himmelsblau.

So eine Lärche ist's, vor der ich stehe,
Hoch streckt die Zweige sie dem Licht entgegen,
Doch wurzelnah, da trägt sie eine Wunde
Rings um den Stamm herum ins Fleisch geserbt,
Und schwer erpreßte, helle, zähe Tränen
Von goldnem Harz entquellen dieser Wunde. —
Und nicht genug, zwei Männer schlagen hart
Mit Äxten in das saftig frische Holz,
Daz Splitter fliegen und im Takt das Schlagen
Als dumpfes Echo aus dem Walde klingt.

Noch steht der Baum. — Sein lichter Wipfel träumt
Im Sonnenlicht, indessen die Vernichtung
Mit steter Kraft und Zähigkeit am Werk. —
„Dös Luada!“ grollt der Mann, blickt bös hinauf
Und treibt mit frischer Kraft die Axt ins Holz.
Da läuft ein Zittern durch den hohen Stamm,
Ein Zittern, schwer und bang wie Todesatmen.
Es läuft zum Wipfel und verklingt dort leis.
Wie ein Warum? Wie eine Schicksalsfrage.

Die Männer beide springen rasch zur Seite,
Denn langsam, königlich beginnt der Baum
Sein Sterben, langsam neigt er sich zur Erde,
Und stöhnt in tiefstem Schmerz und splittert krachend
Sein Leben von der Erde Mutterschoß:
Er schlägt auf sammetgrünen Wiesenboden
Dumpf hin, und tausend feine Äste brechen
Mit Knisterrauschen — seufzen qualvoll auf,
Dann ist es still. — Die Sonnenlichter spielen
Wohl um den toten Baum mit Goldgefunkel.
Sein weiches, grünes Haar liegt schwer und schleppend
Am Wiesengrund, und aus des Stammes Wunde,
Da quillt ein gelber Strom, das helle Harz;
Als letzter Gruß bricht ein berauschend Duft
Aus seinem matten, sonnenwarmen Haar;
Ein Duft, heiß und stark, voll herber Süße,
In dem des Baumes allerlegstes Sehnen
Nach Licht und Leben liegt und wieder stumm
Die bange Frage des Warum? erzittert. —

Erschüttert, ratlos und voll Mitgefühl
 Berühr' ich sanft das lichte Zweiggeriesel
 Und heb die zarten, kleinen Wipfelspitzen,
 Die noch vor kurzem jung zur Sonne blühten,
 Behutsam auf und schau' sie lange an
 Und küsse sie. — Doch immer wieder sinken
 Die toten Zweige schwer aus meiner Hand.
 Der Abendwind versucht, wie er's gewohnt,
 Zu spielen mit dem Haar — doch leblos ruht
 Und still der Baum und träumt nicht mehr und schweigt. —

Gusti Faber

Vom Wesen und Wert der Arbeit

Von Adolf Teutenberg

II. Arbeit als Lebenserhöhung

„Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht
 segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen.“
 Justus Möser

Was der erkennende Verstand als unabänderliches Schicksal hinzunehmen geneigt ist, dem braucht sich der zielstrebende Wille noch keineswegs resigniert zu unterwerfen. Über der Welt des Seins erhebt sich die Welt der Werte — und nur diese hat dem Handeln höhere Gesetze zu schreiben. Auf unser Thema übertragen heißt das: mag auch der beobachtende Blick, der Verstand, die Arbeit, von theoretischen Prinzipien ausgehend, als eine Beschwerde erkennen, so kann doch die wertende Vernunft, von praktischen Prinzipien ausgehend, dieses Erkenntnisurteil umstoßen oder es als nicht vorhanden betrachten, und der sittliche Wille hat auch im Sklaven noch Raum genug, sich über die Beschwerisse des Lebens zu erheben.

So betrachtet, gewinnt die Erscheinung der Arbeit im Leben des Einzelnen wie im Leben der Völker einen ganz andern Anblick. Das Sichabfinden, das Aufzichnehmen, ja das freudige Verrichten der Arbeit wird zu einer Lebensaufgabe, und die Lösung dieser Aufgabe wird zu einem Lebensinhalt: dieselbe Arbeit, die dem erkennenden Menschen ein negatives Vorzeichen zu verdienien schien, wird dem von sittlichen Vorstellungen beherrschten Menschen zum positiven Wert des Lebens; dieselbe Arbeit, die vom Menschen äußerste Kraftanstrengung verlangte und ihm Unlust auflegte, wird zu einem Jungbrunnen der Krafterneuerung und Kraft-